

## 9) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

2.

Der Kabelzug von City Limits in Lake View via Lincoln Avenue und North Clark Street schoß aus dem La Salle Street Tunnel hervor, schlängelte sich an der Theaterede von Lake Street vorbei und hielt plötzlich mit einem kräftigen Ruck an, unter dem die Passagiere stehend übereinanderlaumelten. Bendel stand auf einer Hinterplattform auf einem der mittleren Wagen und konnte nichts sehen. Die Vorderplattform des folgenden Wagens war angefüllt von jungen Fabriknäherinnen, die lebhaft riefen und fragten. Der Schaffner kletterte hinab, und ein paar eifrige Männer versuchten vergebens die Schiebetüren zu öffnen; der Druck der Körper war zu stark. Zwischen zahllosen Flüchen hörte man erbitterte und neugierige Fragen im typischen Yankeeidialekt, mit englischer, schottischer oder irischer Färbung, oder mit deutlichem oder skandinavischem Akzent:

— Warum halten wir? Fahren Sie doch zu, zum Teufel! Ist ein Unglück geschehen? Ist jemand überfahren? Natürlich ist das verdammte Kabel gerissen!

Man hörte den nachfolgenden Zug heranzufahren und halten. Vom Fluhtunnel herauf erklangen verzweifelte Gongsignale und Konduktorspfeifen. Aber der Lärm von den Brücken überläutete die Einzelheiten. Trotzdem wunderte Helge sich über ein eigentümliches Brausen, das er weiter vorn in der breiten Straße zu unterscheiden vermeinte. Es klang fast wie ein ununterbrochen sich wiederholender Wogenprall.

Es war schneidend kalt, aber klar. Die Sonne schien blendend auf die Rathausgiebel und zeigte unbarmherzig den Verfall der Mauern. Helge bemerkte, daß mehrere Fensterscheiben zertrümmert und trotz der Witterung nicht repariert, neu eingesetzt oder doch wenigstens zugestopft waren. Sogar der Bewurf trug frische Spuren von Verwüstung — es sah aus, als hätte er sich unter Stößen losgelöst. Es mochte vom letzten Dizzard herrühren; aber jedenfalls war es auffallend, wie verrottet die Zustände in der Leitung der Stadt sein mußten, wenn man sogar die City Hall wie eine morschende Parade stehen ließ. Als er den Blick höher hob, riß Helge voller Verwunderung die Augen auf. Auf einem der Dachaufsätze gewahrte er in dem starken Sonnenlicht das ungewohnte Bild eines Soldaten. In der einfachen, graublauen Uniform hätte man ihn in einem anderen Land für einen arbeitenden Maurer gehalten; er schien an etwas Unsichtbarem zu zerren und zu reiben; und da und dort traf ein Strahl der Winter Sonne einen Metallknopf oder einen Gewehrlauf. Bendels Verwunderung wurde zur Bestürzung, als er bei einer Bewegung da oben mehrere Soldaten sah, die mit ein paar letzten Gebegriffen aus einem großen Fenster eine Kanone aufs Dach rollten. Es wirkte dies so verblüffend barock, daß Helge in Lachen ausbrach.

Im Gedränge des Zuges hatte niemand seine mitgebrachte Zweientszeitung lesen können. Aber rascher und einfacher als durch die Druckerdärme erfuhren alle auf einmal, was die Blockade bedeutete. Ein großer Stein sauste durch die Luft und zertrümmerte ein Wagenfenster.

Im nächsten Augenblick stieg ein einstimmiger Schrei empor. — die Türen wurden geprenzt, die Schutzvorrichtungen zerbrochen, die Scheiben zersplittert, die Geländer durchgeknickt und die Ketten abgerissen wie Baumstämme. Männer und Frauen stürzten auf die Straße hinaus.

Die ganze Avenue, von Wand zu Wand, war voll von Menschen. An der nächsten Querstraße — Washington Street — war der Haufe undurchdringlich. Man sah dort ein paar rote Fahnen, erhobene Arme, Stöcke oder geballte Fäuste und Steine, die unter wildem Gebrüll hin und her geschwenkt wurden. Nach und nach, als der Blick sich zu orientieren vermochte, traten Gruppen und Personen klarer und mit mehr Sinn hervor. So sah Helge den Bürgermeister im Zylinder auf einem Balkon; einige Polizeichefs, die auf einen hohen Stadtwagen geklettert waren und von da aus unsichtbaren Sanktionen erteilten; ein paar zerlumpte Männer von wildem Aussehen, vermutlich Italiener,

die die Anführer des Haufen zu sein schienen, und da und dort ein bekanntes Gesicht von der Börse. Alles war im Nu erklärt — es waren die Arbeitslosen, die Ernst gemacht hatten mit ihrer längst ausgesprochenen Drohung, in geschlossener Kolonne nach dem Rathaus zu ziehen und mit Gewalt Hilfe oder Arbeit zu fordern.

Auch das Ohr gewöhnte sich an die Rufe. Jetzt vernahm man die taktmäßigen Worte:

— Gebt uns Arbeit! Gebt uns Arbeit! Gebt uns Arbeit!

Und darauf in sich steigendem Tempo, das einzelne Wort Arbeit, wild herausgeschleudert:

— Arbeit! Arbeit! Arbeit!

Auch andere Formen kamen vor. Eine lange Weile hindurch schrie die Menge:

— Gebt uns Brot!

Und dann:

— Brot! Brot! Brot!

Aber unvermutet löste sich alles in Geben, Flüche, Verwünschungen und unbeschreibliche Laute auf, die von einer Menagerie in rasender Panik zu kommen schienen. Und dazwischen unterschied man einzelne Sätze, wie:

— In die Hölle mit dem Bürgermeister! Der Teufel hole den Gouverneur! Tod den Millionären! Fluch über die Börse! Fluch über alle Trufts! Schlagt die Polizei tot! Schieß! Schieß!

Und wie ein großer, unheimlicher Chor kam es dann aus allen Mäulern:

— Wir verhungern! Wir verhungern!

Gleich einem Donner rollte es über den ganzen Platz:

— Wir sterben!

Und ein Steinregen beschloß das Geschrei.

Helge drückte sich gegen eine Treppe, die zu einem gewölbten Tor emporführte. Sie war mit Menschen besetzt, und es war unmöglich, Fuß darauf zu fassen. Aber er rechnete darauf, daß, wenn etwas Gefährlicheres geschehen würde, ein Ansturm oder ein gegenseitiges Belästigen, alles, was jetzt auf der Treppe stand, jedenfalls ins Haus stürzen würde, und er sich über das Eisengeländer hängen und sich mit ihnen retten könnte.

Es war seltsam, die Mäule und den Jynismus zu beobachten, womit die Zuschauer diesem Straßenaustritt beiwohnten. Sie sahen interessiert aus, wie ein Theaterpublikum; sie lachten, ließen höhnende Redensarten vernahmen, machten Witze und kritisierten die Einzelheiten wie die in einem großen Ladenfenster ausgelegten Waren. Das Ganze ging sie nichts an; sie waren Individuen. Fast alle, die hier zuhause waren, waren in ihrer Branche untergeordnete Arbeitstiere, meist zur Handelswelt gehörig — alle Arten Kontormenschen, Buchhalter, Bankangestellte, Boten, Aufseher und Kader. Waren ein paar Handwerker dazwischen, so waren es selbständige, die kleine Geschäfte oder ihre eigenen kleinen Werkstätten hatten. Alle wirklichen Arbeiter waren schon vor zwei Stunden in Horden durch den Stadtteil nach den großen Fabrikzentren gezogen, aus denen die südlichen und westlichen Teile der Stadt bestanden. Die, die da draußen kämpften, waren für diese Männer hier eine andere Klasse, die sie ganz und gar nichts anging. Sie liebten sich wie von einer anderen Klasse, sie hatten keinen Teil an ihnen, weder an ihrer Arbeit, noch an ihrem Hunger. Sie waren nicht solidarisch mit ihnen. Im Grunde meinten sie in ihnen bloß zwei Gefühle, die einander das Gleichgewicht hielten: Mergel darüber, daß sie den Verkehr behinderten, und Genuß durch die Stimmung des Straßenauflaufs. In keinem anderen Lande hätte der Klassenunterschied so gleichgültig hart zum Ausdruck kommen können, wie im Land der Demokratie.

So nach und nach nahm die Ungebuld überhand. Ebenso wie sie sich einbildeten, sie seien selbständige Individuen, statt kleiner Mäuler, Schrauben und Zapfen, die mechanisch in der großen Maschinerie mitarbeiteten, so glaubten sie auch, der Geschäftsteil der Stadt mit den produktiven Wollenträgern, dem Wolochtempel und den breiten Bürgersteigen, ja, der ganzen Verheerung überhaup geböre auf irgendeine privilegierte Art ihnen. Sie äherten laut ihre Empörung:

— Warum werden sie nicht über den Haufen geschossen? Seht doch Harrison da droben auf seinem Balkon — ein

Zammerlappen ist er, daß er der Geschichte nicht ein Ende macht!

Und weil zu tiefst bei allen das Gefühl lag, daß diese andern alle Arbeitslose waren, das heißt wertlose Menschen, weil sie nichts verdienten, und weil sie selber sich gerettet fühlten durch die Arbeit, fanden Zorn und Verachtung Ausdruck in noch brutaleren Wendungen:

— Anarchisten sind es und Bettler! — Jawohl, natürlich — Landstreicher, Vagabunden, Tramps! — Sicher haben sie ein paar Bomben mit sich, wie damals auf dem Haymarkt. — An den Galgen mit ihnen!

Und wie immer ward die Stimmung patriotisch, und als Neuzerstes kam jetzt die Stimmung gegen die Ausländer.

— Die verdammten Ausländer sind daran schuld! Diese verfluchten Fremden, die uns unser Liebes, alles Amerika verderben! Die Europäer — die Einwanderer — das Pack — der Abschaum der alten Länder . . .

Und ein Irlander, der sich noch mehr Amerikaner fühlte als die Amerikaner selbst, weil seine Nation der politische Herrscher des Landes war, rief — als die für ihn verächtlichste Bezeichnung —:

— Schweden!

Und die Umstehenden stimmten ein:

— O ja, Schweden.

In diesem Augenblick beging der Protesthaufen eine verhängnisvolle Dummheit. Aufgestachelt von einem barhäuptigen Mann, dessen Rock zerrissen und dessen Hemd blutig war und der — seltsam genug — zwei oder drei Medaillen auf der Brust trug, stürzten sich ein paar Duzend Männer auf einen Kadelwagen und wälzten ihn um. Ein tausendstimmiges Geschrei begrüßte die Großtat, und wie auf ein verabredetes Zeichen erschienen von vier verschiedenen Seiten in wilder Karriere Polizeiwagen. Sie waren gedrängt voll von rundhelfmigen, blaurothigen Schutzleuten, langen herkulischen, mit dicken Stöcken bewaffneten Kerls, und fuhren geradewegs in den Schaufen hinein. Die Pferde schnaubten vor Ingrimm unter den schonungslosen Peitschenhieben, und die Gongongs geklirrten wie bei einer Feuersbrunst. Eine entsetzliche Verwirrung entstand.

— Bravo! riefen die Zuschauer, und aus verschiedenen Fenstern winkten Taschentücher und fielen Zigarren. Die Menge hurrate und pfiff.

Die Schutzleute waren aus den Patrouillwagen gesprungen. Nach rechts und links teilten sie mit unglaublicher Fertigkeit wilde Stockschläge aus, die durch Hüte und Köpfe gingen, Hirschkälen zerbreiten, Schultern, Arme und Hände zerbrachen und einen blutigen Streifen hinter sich herzogen, wohin ihr Fuß trat.

— Schlagt ihnen die Schädel ein! jubelte der Pöbel.

Zwischen ein paar Marmorsäulen in einem der Gehäuser, einem Bankpalast, waren ein paar junge Stenographinnen aus einem Fenster geklettert. Ihre koketten Wandaufreißuren glänzten in der Sonne, die hübschen Gesichter lachten. Sie klatschten in die kleinen Hände, als sähen sie im Parkett in einer Sonnabendmatinee. Zwei von ihnen nahen vorsichtig und ziellich aus einer Konfektütte, wobei sie nach jedem Bissen mit einem kleinen Spizentäschentuch sich den roten Mund wischten.

(Fortsetzung folgt.)

## frühes Leid.

Von Albert Ehrenstein.

Ich war kein Tierfreund, eher vielleicht ein tyrannischer Beobachter der Tiere. Seit jeher reizte es mich, diesen schwachen Wesen zuzusehen, mitzuspielen, Herrschaft über sie auszuüben, da ich die Menschen nicht knechten konnte. Ich ging ja in die Schule, war Sklave von Mohrstäben, Katalogen, Klassenbüchern und Zensurzetteln. Und daheim saßen grauame Riebelkern, die meine Abneigung gegen das Leben nährten, indem sie mich stets zum Essen zwangen, zur Strafe mit den widerwärtigsten Speisen traktierten, wenn ich den grammatikalischen Kram nicht wissenstwert fand. Meine früh erwachte Abneigung dagegen, Gedichte anderer Schriftsteller auswendig zu lernen, von mathematischen Formeln vergewaltigt zu werden, diese männliche Eigenschaft hieß auf einmal Faulheit und man entleerte über mich ein Füllhorn von Strafen.

Ich besaß eine kleine Kaninchenzucht. Gab ich mich mit Hühnern und Tauben ab, fesselten den Verwachsenen, der für seine Person Mauerereien scheute und mich, die schonungslosen Kämpfe zwischen rivalisierenden Hähnen oder Taubern. Bei meiner Zucht, bei meinem Kult von übrigens unfreiwilligen Mitgliedern der Friedensgesellschaft, den pazifistisch angehauchten Kaninchen gegen-

über hatte ich lautere Motive. Ich freute mich, wie die jungen Tierchen schnupperten und dann mit langen Frohschüngen herbeieilten, um mir die Kohlblätter aus der Hand zu fressen. Aber Kohl — der kostete Geld, ein paar Pfennig täglich, und die Fütterung und Wartung fraß Zeit, die ich nach Ansicht meiner Pflügelkellern besser an das Studium gewendet hätte. Ihr ewiges: „Hugo, lerne!“ scholl an mir vorbei, ich betrachtete die unregelmäßigen Zeitwörter als Verbalinjurien und wußte mir etwas Besseres, als Verben reiten, konjugieren: Kaninchen. Die waren mein Trost, halfen mir mit ihren Farben und Bewegungen über schlechten Ausfall der Schularbeiten und Mittagmahle hinweg. Bekam ich zu Weihnachten eine schlechte Jenfur und wurde demgemäß statt jedes anderen Geschenkes strafweise täglich diejenige Speise aufgeführt, die ich am stärksten hasste: Sauerkraut — und noch dazu in angebranntem Zustand —, so schlügte ich nach Tisch zu den Kaninchen. Und siehe da! Es gab Wesen, denen die Verabreichung dieses Giftes, die Ausspeißung mit Krautblättern Glücksaugenblicke schuf: Wesen, die mir, dem göttergleichen Spender, durch ihr zufriedengeräuschvolles Mahl zu einigem Selbstgefühl verhelfen, und nicht genug daran: sozusagen durch die Vernichtung eines Teiles des Sauerkrautbestandes der Welt mir dankbar einen großen Dienst erwiesen.

Es kam eine Zeit, wo ich mein Reich nicht verteidigen konnte, und die Bazillen drangen ein. Mit den Bazillen meine ich nicht etwa die Erreger der Windpocken. Die machten sich nicht so breit, mit denen wurde ich leicht fertig, und wenn ich dennoch mich schwach zu fühlen vorgab, nicht aufstehen wollte, so lag das an dem: ich hatte wenig Lust, ins äußere Leben zurückzukehren, in die Schule, diesen Garten voll bitterer Kräuter, die — o bodenlose Veruchtheit! — obendrein botanisch-lateinische Namen trugen! Das Kranksein bedeutete für mich sorgsame Pflege, Ruhe und Waffenstillstand, und ich kann sagen, ich machte häufig von Halsentzündungen Gebrauch. Wenn das Fieber geschwunden war, sagte man wohl: „Liegend lesen schadet den Augen“, aber ich durfte eine Weile Lektüre treiben, was mir sonst — schlechter Zeugnisse halber — verwehrt war. Der Arzt ließ mich gern liegen, er verordnete sogar zur Befehung der allgemeinen Schwäche kräftigende und wohl-schmeckende, von mir bejahte Gerichte, vor allem Weißfleisch. Doch für die Wirtschaft, für das Staubabwischen und Aufräumen bedeutete mein Kränkelnwollen, mein Zärtlichkeitsbedürfnis Hemmung und Ueberarbeit. Weißfleisch? Wozu Hühner kaufen, wenn herrliche Kaninchen im Hause waren, Kaninchen überdies, die, wenn man sie dem eigensinnigen Knaben ins Bett geben mußte, sich unsauber betrogen. Sonst zwar wurden Kaninchen nicht gegessen, aus Ekel — aber ein wehrlos in der Genesung begriffenes Kind aus der Geborgenheit, aus dem sicheren Bette zu scheuchen, dazu war kein Mittel schlecht genug. Thiestes nährte sich vom Fleische der eigenen Kinder. Areus hat ihn damit brüderlich bewirtet. Das ist noch gar nichts, denn Thiest war ahnungslos, wußte nicht, wobon er zehrte, wußte nicht, was er wieder zu sich nahm. Auch ich mußte die Geschöpfe essen, die mir am liebsten waren. Aber ich fühlte, was ich hinabzutwürgen gezwungen wurde. Ich verschluckte mein Herz.

Anfangs sagte man, auf das Kaninchenfleisch weisend: dies sei Bachhuhn. Als sich jedoch mein tiefes Wissen um diese Welt durch das Gerede nicht über täuschen ließ, hieß es, ich solle nicht so kindisch sein. Kindisch? Reichstünnig hatte ich die Kaninchen preisgegeben, verraten. In der Zeit, wo es mir beliebte, krank zu sein, wurden sie wenig gefüttert, gemordet. Da gab ich die Krankheit hin, stand auf, um die übrigegebliebenen Kaninchen von meinen Ziehkellern, vor den Bazillen, vor dem Tode zu schützen. So rief mich das Leben.

## Städtebaufragen.

Denken wir uns in einer unserer typischen Großstädte, etwa Berlin, einen Spaziergänger, der aus einem der vielen „Hinterhäuser“ kommt und sich nun einmal einen Gesamtindruck von der Stadt verschaffen will! Wir gehen mit ihm an prächtigen Gebäuden und auch an solchen vorbei, die nicht auf Pracht, sondern bloß auf die Zweckmäßigkeit des Wohnens und des Geschäftsliebens angelegt sind. Dann kommen wir über einen jener fürchterlichen Verkehrsplätze, wie sie in Berlin als der Potsdamer Platz und in Wien als das Schottentor bekannt sind. Ist es uns nun wirklich gelungen, mit heiler Haut über ein solches städtisches Ungetüm hinüberzukommen, so wandern wir vielleicht eine oder mehrere Viertelstunden weit durch Gegenden mit genau gleichen Häusern und genau gleichen Straßen, dann weiterhin an vereinzelt Willen vorbei und endlich zurück durch die sogenannte Altstadt mit ihren engen Traulichkeiten.

Als der Schlusseindruck einer solchen Wanderung wird vielleicht die Frage vor uns stehen: was haben alle diese prächtigen und zweckmäßigen und traulichen, aber auch wieder prozigen, unzweckmäßigen und langweiligen Gebäude für einen Sinn, wenn all das nicht auch richtig „steht“, nicht richtig verteilt ist, wenn nicht in der Bevölkerung jedem — jedem Menschen und jeder Beschäftigung und jedem Verkehr — „das Seine“ gegeben, wenn insbesondere neben dem Bauen nicht auch das Wohnen des „Geländes“ so gehandhabt wird, wie es Bedarf und Geschmack verlangen?

Aus solchen Erwägungen und mehr oder minder unmittelbaren Mötzen heraus hat sich seit mehr als zwei Jahrzehnten eine moderne Bewegung entwickelt, die nun immer mächtigere Kreise zieht und immer mehr ein zusammenfassendes Verständnis sowie eine tatkräftige Mithilfe verlangt. Die Fachmänner, die damals vorangingen, haben von vornherein den richtigen und seither auch tatsächlich erfolgreichen Griff getan. Sie sahen den innigen Zusammenhang aller der Seiten, von denen aus die Sache angefaßt werden mußte, allerdings mit der — kurz gesagt: sozialen Seite voran. Sie legten vor allem Gewicht darauf, daß wir aus dem engeräumigen Bauen zum weiträumigen gelangen müssen und dahin auch dann gelangen können, wenn nicht wesentlich größere Bodenflächen zur Verfügung stehen als vorher. Theodor Goede, der sich seither wohl als der beste Kenner und eifrigste Führer auf dem Gebiete des Städtebaues bewährt hat, zeigte insbesondere, daß dem Wohnungselend der arbeitenden Klassen ganz wohl ohne außergewöhnliche Maßnahmen abgeholfen werden kann, speziell daß entsprechende Häusergruppen bei richtiger Durchführung das angelegte Kapital mit 4 Proz. verzinsen.

Ob gerade der vielberufene „Zweckverband“, der Groß-Berlin retten soll, der richtige Lehrer und Retter und historische Ueberwinder sein wird, wollen wir heute wenigstens fraglich lassen. Gewiß ist einer seiner Hauptfaktoren die ehrliche Not, welche die Stadt Berlin und ihre Nachbargemeinden bedrängt. Hier leben wir ja in gemeindlichen Verhältnissen, wie man sie anderswo kaum für möglich halten wird: hier kann man beim Gang auf der Straße nie recht wissen, in welcher Gemeinde man sich mit dem Vorderteil seines Körpers und in welcher mit dem Hinterteil befindet; hier haben Sonderinteressen der Gemeinden und noch mehr der Terraingesellschaften schon so viel verdorben, insbesondere durch falsch angelegte Straßenzüge sowie durch Verbauungen der Ausfalllinien, daß selbst der zweckmäßigste Zweckverband größtenteils zu einem Zwecklosigkeitverband werden muß. Möglicherweise ist dies auch in einem anderen Sinne richtig oder falsch. Der Staat in Gestalt des sogenannten Fiskus ließ sich natürlich den begehrtesten Idealismus, der in der neuen städtebaulichen Bewegung steckt, nicht entgehen, um Gelegenheiten zu seinem Vorteil zu suchen. Die Wälder, die sich um Berlin herum in seiner Hand befinden, gehen ja wahrscheinlich wenigstens zunächst einer Entwertung entgegen und machen natürlich gerade bei dem Drängen der neuen Probleme ganz besonders viel Sorge. Also weg damit, so teuer wie möglich! Ueberdies war die Gelegenheit günstig genug, um der Stadt Berlin eins hinaufzuhaufen, d. h. ihre Sondermacht durch den Druck der mit ihr künftig zusammengeflorenen Gemeinden zu verringern.

Nun steckt in uns Menschen, solange wir nicht eines Besseren belehrt sind, eine Liebhaberei für die Größe. Wir werden also wahrscheinlich von Haus aus wünschen, daß die städtischen Plätze recht groß, die Straßen recht breit und gerade seien — und noch mehr: wir werden meinen, daß sie durch Vergrößerung und Verbreiterung gewinnen.

So dachte man wohl tatsächlich und allgemein noch vor zwei oder drei Jahrzehnten. Damals war es gerade auch in spezifisch sozial denkenden Kreisen schwer genug, gegen diesen Wahn anzukämpfen. Ein dunkles demokratisches Ideal schwebte über ihm, während tatsächlich über ihm vielmehr ein artilleristisches Ideal schwebt: d. h. die Möglichkeit, mit einigen Kanonen einer Revolution Herr zu werden, die hintwider durch Varriladen in engen und krummen Gäßchen unvergleichlich stärker werden kann.

Aber machen wir noch ein Gedankenexperiment! Denken wir uns eine Straße wie die Potsdamer in Berlin um 2 Meter, um 4 Meter usw. immer breiter: wir würden bald einsehen, wohin wir damit kommen, zu welcher Vermehrung des Schmutzes, zu welcher Verwidelung des Verkehrs und — hauptsächlich — zu welcher Pressung in den für's Wohnen übrig bleibenden Raumpartien! Gerade das mußte so mühsam zum Verständnis gebracht werden: je mehr mit dem Straßen- und Platzland Verschwendung getrieben wird, desto enger muß man die Wohnräume einschließlich des Hinterhofes zusammenpressen und das Wohnungselend erst recht steigern.

Die Niesenstraßen und Niesenplätze erzeugen und vergrößern denn auch die riesigen Baublöcke. Allerdings hat hier schon ein neuer Segen eingegriffen: man versteht heutzutage, diese Baublöcke so anzulegen, insbesondere ihre Höhe von außen nach innen so zu senken, daß durch „Hofgemeinschaften“ u. dergl. doch wieder erfreuliche Inseln im Steinmeer geschaffen werden. Auch die Anreihung eines jeglichen Hauses an sein Nachbarhaus bis zur nächsten Straße, also die „geschlossene“ Bauweise, ist ganz allgemein genommen unsympathisch, darf aber doch nicht zugunsten der vielgepriesenen „offenen“ Bauweise (mit „Bauwischen“) unbedingt verdammt werden.

Für die Kinder fehlt es noch lange an zulänglichen Aufenthalts- und Spielplätzen. Kaum können wir irgendwo gehen, ohne über sie zu stolpern und umgekehrt. Dazu genügen auch nicht einige ganz große Gärten oder Parks irgendwo; dazu sind vielmehr zahlreich, wenn auch kleinere Unterbrechungen des Steinmeeres durch Grüninseln nötig.

Alles also zugleich auch ein Kampf gegen die stets unerträglicher werdenden Pressungen, die sich aus dem Hineinragen alter Verhältnisse in die neuesten und schließlich auch aus Platzmangel und Geldmangel schlechtweg ergeben! Natürlich sind „Durchbrüche“ das nächstliegende Mittel einer wenigstens ungefähren Abhilfe, und wir

haben ja gerade jetzt in Berlin das Beispiel der endlich gelungenen Durchführung der Margaretenstraße zur Potsdamer Straße. Richtig ist hierbei jedenfalls; fragt sich allerdings, ob wir auch mit dem Erfolg zufrieden sein und nicht wiederum ganz neue Uebelstände vor uns haben werden. Bald müssen wir doch einsehen, daß es mit dieser allein auf die Dauer nicht geht, und daß auch das bloße Zuliegen von bisher unbebauten Flächen an der Peripherie nur wieder zu sehr unsicherem führt — vorläufig am sichersten zu den sogenannten „Hypothekenstraßen“. Es sind da jedenfalls weit gründlichere Abhilfen nötig.

Wir müssen über das Schematische unserer bisherigen Straßen hinauskommen. Gestattet eine Bauordnung, die Häuser nicht höher hinaufzuführen als die Straße breit ist, so treibt natürlich der Profit zu einer möglichst breiten Straße, gleichgültig, welchem Zweck im Gesamtleben der Stadt sie dient, und gleichgültig, ob dadurch die fürchterlichste Debigkeit in die Stadt einzieht. Daß wir mit einer Typenlehre und mit einer Typenpraxis des Städtebaues auch die Straßen variieren müssen, insbesondere von der Pracht-Avenue angefangen durch die Verkehrsstraßen hindurch bis hinunter zu den möglichst intim zu haltenden Wohnstraßen, und daß dadurch ästhetische, technische, wirtschaftliche und andere Bedürfnisse gleichmäßig berücksichtigt werden, das wußten und betätigten unsere Städtebauführer von Anfang an.

Sodann müssen wir beachten, daß die Anlage unserer Städte noch die Reste früherer Herrschgewalten oft genug noch recht deutlich zeigt: unsere Städte sind heute noch gleichsam absolutistisch konzentriert. Das war vordem naturgemäß, hatte seine praktischen und ästhetischen Werte und wird wohl auch niemals ganz verloren gehen können. Allein je komplizierter eine Stadt wird, destoweniger sind die alten Formen zuhalten. Wir kennen die „zentrale Ausschöpfung“ der Großstädte, d. h. die Flucht namentlich der Wohnenden aus der innersten Stadt nach außen, so daß dort gerade noch die großen Behördenbauten und großen Geschäftshäuser zurückbleiben. Es ist aber auch tatsächlich nicht mehr möglich, die stets in reichlicherer Weise notwendigen Großbauten der Neuzeit alle aufeinander zu häufen. Es ist auch nicht möglich, weiterhin in solchen öden Gleichförmigkeiten zu leben, wie es unsere typischen Vorstädte und auch Vororte meistens sind, in denen man Kilometerweit gehen kann, ohne sozusagen einen „Anhalt“ inmitten der ewig gleichen Häuser, inmitten der kleinen Kramläden usw. zu finden.

Kurz: die Großstädte brauchen Nebenzentren. Dazu gehört auch der Umstand, daß die stets wachsenden Zentralinstitute für Wissenschaft und Kunst schließlich schlechterdings keinen Platz mehr in dem Stadtzentrum finden, an das sie bisher wie selbstverständlich geknüpft waren. Auf die Notwendigkeit der Nebenzentren wurde ebenfalls schon zu Anfang der Städtebaubewegung hingewiesen, und entsprechende Entwürfe liegen auch vor. Auf diesem Wege wird vielleicht noch am ehesten der „Verfälschung“ wertvoller alter Städte oder Stadtteile entgegengearbeitet werden können, die allerdings dort am schlimmsten ist, wo es am meisten zu verderben gibt, also in Wien mehr als in Berlin, und in Wien bereits ärger, als man nach Zeitungsberichten annehmen möchte.

Nun aber macht die „Verfälschung“ bei den Städten nicht Halt, sondern geht hinaus auf die Dörfer. Wir brauchen nicht allzu weit zu wandern, um das reizvolle, alte echt märkische Dorf von dörflichen Neubauten untergehen zu lassen. Beispielsweise entspricht Budow längst nicht mehr seiner günstigen Lage an einer der „märkischen Schweigen“. In dem wir nun so vom „Städtebau“ zum „Dorfbau“ kommen, sehen wir leicht, daß dessen Sache in der des eriteren sozusagen eingeschlossen liegt und auch tatsächlich bereits ein Arbeitsgebiet von reformfreundigen und reformtätigen Fachleuten ist. Hier gibt es nicht etwa, Städtisches auf das Land zu tragen, sofern es sich nicht um überlegene Einsicht handelt, sondern vielmehr Dörfliches vor Städtischem zu schützen und das Dorf sich gerade in seiner eigenen Eigenart entfalten zu lassen, geschützt vor Stadtmode einerseits, vor Salon-tirolerei andererseits.

Damit aber verbindet sich drittens die wohl neueste Städtebaufrage. Es ist einfach nicht mehr zum Aushalten in der Stadt. Den Städter überkommt immer mehr und mehr Sehnsucht nach Natur und sei es auch nur das Geringste von Baum- und Grastwelt. Bisher haben wir uns ja vieles gefallen lassen, doch so sehr zum eigenen Schaden, daß wir jeden Ausweg zur Besserung ergreifen müssen. Da kommt uns nun eine neue Bewegung zu Hilfe: die Rückströmung von der Stadt auf das Land. Die Tatsache, daß es mit unserer Ueberstädtung nicht mehr weiter geht, daß sich die Natur und auch die Vernunft gewaltsam Bahn brechen müssen, hat wohl den Grund gelegt zu der neuen Kulturwendung, in der wir uns befinden, und die wir nur noch nicht genug merken: die Rückeroberung, die Wiedergewinnung des Landes. Die Willenskolonie allerdings möchten wir am wenigsten als das idealste Mittel einer Ueberwindung städtischen Elends betrachten, so lange sie so gemacht wird wie bisher, insbesondere mit dem Fehler, daß ihr und anderen Privatwünschen zuliebe „das Gelände der Bebauung erschlossen“ — kurz also der Wald vernichtet wird. Waldrebel, ungeahndet! — Das noch viel anderes, wie zumal ein bestenwidriges Verkehrs-wesen, dazu gehört, um die Bevölkerung wirklich und ohne neue Schäden wenigstens halbwegs in den Schoß der Natur zurückzuführen, ist immerhin schon so viel gesagt worden, daß wir es hier am wenigsten zu wiederholen brauchen.

Viel ganz sicher ist eines geworden: die Mannigfaltigkeit und Enge der Beziehungen, in denen der Städtebau, also das Leben von Wohn- und Verkehrsflächen, zum gesamten Innen- und Außenleben der Menschen steht. Noch mehr: man muß unter Städtebau bereits etwas weiteres verstehen, als bloß eine bestimmte zeichnerische Tätigkeit. Ebenso wie man unter „Kostüm“ nicht bloß das versteht, was man am Leibe trägt, sondern auch all das, was mit ihm zusammen unsere „Kultur“ engeren Sinnes ausmacht, unsere täglichen Lebensgewohnheiten und dergleichen mehr; ebenso können und sollen wir unter Städtebau auch all das verstehen, was den Menschen als ein Siedelungsweisen mit Natur und Land, mit Kultur und Stadt zusammenbringt, was seinen Heimatbau ausmacht.

Hans Jarius.

## Kleines feuilleton.

### Vom Menschen.

Wie der Mensch sprechen lernte. Die Sprache setzt eine Vielheit von Körperteilen in Bewegung, und es läßt sich daher wohl begreifen, warum kein Tier die Sprache lernte und auch der Mensch sie erst allmählich zu entwickeln vermocht hat. Es wird kaum zu entscheiden sein, welcher Teil der wachsenden Vervollkommnung des Menschen an der Schaffung der Sprache den größten Anteil gehabt hat. Man sollte meinen, daß die Ausbildung des Gehirns das erste Glied in der menschlichen Entwicklung gewesen ist und als Vorbedingung für die Erwerbung der aufrechten Körperhaltung, des geschickten Gebrauchs der Hände und auch der Sprache zu gelten hat. Immerhin gibt es Forscher, die entgegengesetzter Ansicht sind und die Steigerung der Gehirnätigkeit erst als eine Folge der körperlichen Vervollkommnung betrachtet wissen wollen.

Diesen Standpunkt nahm auch Dr. Robinson vor der britischen Naturforscherversammlung ein, indem er die Fähigkeit der artifizierten Sprache in erster Linie von der Ausbildung des Unterkiefers abhängig machen wollte. Robinson geht von der Frage aus, warum der Mensch ein Kinn besitzt. Innerhalb des Kinns stecken beim Europäer die hervorragenden Enden der Kieferknochen, während sich an derselben Stelle in den Kiefern der Affen eine Grube befindet. Diese Vergrößerung des Kiefers dient zum Ansatze eines Muskels, der bei den Tieren sehr zurückgeblieben ist. Nach der Meinung Robinsons hat er mit dem Sprachvermögen mehr zu tun als irgend ein Muskel der Junge. Allerdings kommt eine ganze Reihe von Muskeln unabhängig von einander beim Sprechen ins Spiel, der erwähnte Muskel aber immer, und er macht bei einem Menschen, der in einer Minute 150 Worte spricht, zwischen 400 und 500 Bewegungen in dieser Zeit.

Es ist auffällig und sieht als eine Bestätigung jener Annahme aus, daß bei niederen Rassen wie bei den Bushmännern und Hottentotten das Kinn sehr wenig entwickelt ist. Bei Taubstummen pflegen die Hervorragungen für den Ansatz des wichtigen Muskels völlig zu fehlen. Professor Elliot Smith, der berühmte Anthropologe, will dem Wachstum des Kiefers keine so besondere Bedeutung für den Ursprung der Sprache beilegen, sondern meint, daß es mehr mit der Umgestaltung der gesamten Gesichtsknochen Hand in Hand gegangen ist. Die allmähliche Ausbildung der Sprachmuskeln setzte vielleicht schon bei den höchsten Tieren ein, und Smith meint, daß der Mensch nicht früher zu sprechen angefangen haben könnte, als alle körperlichen Voraussetzungen erfüllt waren.

### Hygienisches.

Die Lebewelt der Bierfläze. Die alten Bierfläze als Untersätze für die Gläser sind ziemlich außer Gebrauch gekommen. Sie werden jetzt meist ersetzt durch runde Pappteller, die den geschäftlichen Vorzug haben, einen Keilamdruck aufnehmen zu können. Es ist jedoch anzuerkennen, daß sie auch sonst eine Verbesserung bedeuten. Die Bierfläze waren zu einer mehr oder weniger langen Verwendung bestimmt und gingen, wenn sie nicht häufig gereinigt wurden, nach verhältnismäßig kurzer Zeit in einen betrüblichen, unrichtig zu sagen ekelhaften Zustand über. Die Pappteller sind aber so wenig haltbar und auch so billig, daß sie nur wenige Male benutzt werden, zumal sie auch fast immer von den Brauereien kostenlos geliefert werden. Das bedeutet hygienisch einen entscheidenden Fortschritt, denn der Bierfläze muß unter allen Umständen ganz verschwinden. Selbst in Bayern ist er schon stark zurückgedrängt worden, wie die hübsche Bauernweidenart von den „äimernen“ oder „porzellanernen Bierfläzen“ beweist. Dennoch trifft man in kleineren Wirtschaften immer noch diese Stoffuntersätze, die in neuem und reinem Zustande sehr nett aussehen und auch deswegen beliebt sind, weil sie das Klappern der Gläser am besten verhindern. Die Gesundheitspflege aber muß gegen sie Einspruch erheben, weil sich in ihnen allmählich eine mannigfaltige und bedenkliche Tier- und Pflanzenwelt ansiedelt. Professor Lindner hat im Biologischen Laboratorium des Berliner Instituts für Gärungs- und Brauereiwesen alle Bierfläze untersucht und die Ergebnisse in der „Wochenchrift für Brauerei“ zusammengefaßt.

Daraus geht hervor, wie nahrhaft das Bier für viele Tiere und Pflanzen ist, so daß diese ansatzlos davon zu bestehen vermögen. Professor Lindner hat eine förmliche „Razzia“ auf alte Bierfläze angestellt, um den sonderbaren Lebensgemeinschaften auf die Spur zu kommen, die sich in ihnen entwickeln. Schon vor fast 40 Jahren

hatte Professor Ludwig in Halle eine kleinere Arbeit über das Vorkommen von Milben in Bierfläzen geschrieben. Die neuen Forschungen aber zeigen, daß die Lebewelt dieses eigenartigen Nährbodens weit vielseitiger ist. Am häufigsten und am leichtesten zu entdecken sind die sogenannten Kecken. Diese Tiere haben mit dem Kal nichts als den Namen gemein, da sie zu den Fadenwürmern gehören, außerdem nur von mikroskopischer Größe sind. Ihre Verbreitung ist sehr groß, doch sind sie im allgemeinen wenig gefährlich, selbst das Weizenälchen, das selbstverständlich belämpft werden muß, aber den Weizen wenigstens nicht ungenießbar macht. Schlimmer sind die Kecken der Röhre und der Luzerne, sowie das in vielen Getreide- und Gartenpflanzen vorkommende Stodälchen. In den Bierfläzen siedelt sich eine Keckenart an, die von den genannten verschieden ist und den Zoologen unter dem Namen *Anguillula silusii* bekannt ist.

Das mikroskopische Bild eines Bierfläzes enthüllt jedoch dem Auge des Naturforschers außerdem noch ein Gewirr von anderen Lebewesen. Zunächst fiel eine Menge von Zellen einer Algenart auf, die mit Bakterien so dicht überzogen waren, daß diese die Gestalt von zusammenhängenden Säcken angenommen hatten. Dazu kamen noch zahlreiche Fäden von Schimmelpilzen. Es waren also vier Lebewesen aus der Tier- und Pflanzenwelt zusammen, die sich wahrscheinlich gegenseitig in ihrem Fortkommen unterstützen. Namentlich die beschriebenen Algenzellen waren von den Bakterien wie von einer Hülle ganz umschlossen. Die Kecken, die übrigens bei genügender Vergrößerung ihren Namen durchaus zu verdienen scheinen, waren mit ihrem Hinterende ganz in das Dicht der pflanzlichen Massen eingebettet und streckten nur das Kopfende heraus. Die Schimmelpilze bilden starkgefärbte Dauerfäden, die Algen lockere Häufchen. Unter hinreichender Vergrößerung ließ sich erkennen, daß die ganze Kolonie gut bei Wege war, indem sich der Kränzel, in den sich die Kecken zu Hunderten verwickelt hatten, in stetigem Gleiten und Pendeln befand.

Um diese Bilder auf photographische Platten zu bringen, war es demnach nötig, mikroskopische Momentaufnahmen herzustellen. Die Übertragung dieser Lebewesen auf die Bierfläze geschieht sicher hauptsächlich durch Insekten und namentlich durch Fliegen. Das wissenschaftlich interessante an dieser Beobachtung ist, daß sich immer dieselben Tierchen und Pflänzchen zusammenfinden, also wahrscheinlich aufeinander angewiesen sind. Wenn die alten, aus Kuhhaaren hergestellten Bierfläze ganz verschwunden sein werden, wird vielen Ansiedlungen der Boden vielleicht ganz entzogen werden.

### Literarisches.

Siegfried Krebs: August Daniel v. Vinger oder Das Ende der Romantik (S. Fischer, Berlin). Der Verfasser hat hier in freier Weise das Gefühl- und Geistesleben des verstorbenen Philosophen und Liederdichters Vinger aus Kiel nachgedichtet. Vinger stand in der Vormärzzeit wie Nikolaus Weyer, Kallerdleben, Freiligrath, Hermann Marggraf mit an der Spitze der Revolutionsliteratur. Bei der Aufkündigung der Burschenschaft 1819 hatte er sein schönes Lied: „Wir hatten gebaut ein stattliches Haus“ gedichtet und lebt so wenigstens noch im Kommerzbuch fort. Nichts von dieser politischen Poesie ist in dem menschlich mehr wie historisch interessanten Krebschen Roman zu finden, der nicht ganz mit klarem Recht den Untertitel: Das Ende der Romantik führt. Wir sind im Kreis der deutschen Sucher der blauen Blume, der Schiefermacher, Jean Paul, Feuerbach, Hegel, Tieck, die mit Vinger, Emilie v. Gerstau, Bartich und Schwarzenberg, dem verflümmelten Sieger der Schlacht bei Leipzig zusammen im Schloße der Herzogin von Sagan, einem nach Weimarer Muster gestalteten Ruinenhof im Sachsen-Altenburgischen, ein romantisches Dasein führen. Es wird ausgefüllt von galanten Festen, Schmarozken auf Kosten der schüngeistigen Herzogin, Entzücken der vielen Empfindlichkeiten und Empfindlichen der sogenannten großen Geister, die in Kleinheit und Schlafrock vorgeführt werden und den damals besonders im Schwunge betriebenen philosophischen Gesprächen. Vinger, der damals von der Gesellschaft wegen einiger Lieder, Aphorismen und Beiträge zur preussischen Schulreform besonders verhasste Philosoph verlobt sich wider Willen mit einer ihn unterstützenden Götterin, einem Oberfläzerkind, und wird wegen dieses Streiches vom Hof entfernt. Vinger sollte nach dem Willen der Herzogin ein Streiter im Kampfe des Geistes gegen die Materie sein, statt dessen wird er durch seine Mißheirat sogar zum gemeinen Verbrecher. Er sticht, um vor dem freiwilligen Tod mit der Geliebten noch ein paar Sonnenstage verleben zu können, mit Hegelscher Dialektik vertheidigt der körperlich Gebrochene, ein Vorkämpfer der Reichthümlichen Jenseits - von - Gut - und - Böse - Moral, seine Lebensführung und will als ein Sieger, nicht ein Unterlieger des Lebens angesehen sein. Er habe Plathos Sehnsucht erfüllt: ein Leben ganz aus dem Geiste! In diesen Reflexionen, Ausführungen und philosophischen Exkursen liegt des Buches Bedeutung. Es wird uns zum Spiegel der widerstrebenden Strömungen des vordarwinischen Deutschland, der chaotischen Verwirrung in den romantischen Köpfen einerseits, andererseits zum Spiegel des Individualismus der freien Geister, die sich in der schmachvollen Reaktion nicht zur Harmonie aufzählen konnten und die Flamme ihres Genies erlöschen lassen mußten, wie die Burschenschaftler heimlich das schwarze Band auf der geknoteten Brust trugen, als Symbol geknechteter Freiheit.